Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 4 (1928)
Heft: 6

Artikel: Von Menschen und Tieren
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-833920

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VON MENSCHEN UND TIEREN

Der Hund

Skizze von Grazia Deledda

Autorisierte Uebertragung aus dem Italienischen von Kinde-Grazia

Wir freuen uns, unseren Lesern eine Probe der diesjährigen Nobelpreisträgerin bieten zu können.

Am Strand bin ich heute, ein seliger Morgen war es, einem Hund begegnet. Drei Landleute hockten im Sand, ein Schirm, zusammengerollt, neben ihnen, und Körbe, Schuhe, welche ihnen das Gehen erschwert hatten.

Ein Hund, die Pfoten im Wasser, stand ruhig dabei, durchs Maulkorbgitter starrte er, wie ein Gefangener, in Meeresfernen.

Barfüßig ging auch ich, im Wasser, vorüber und blickte ihn an, denn ich sehe lieber in die Augen der Tiere, als in die der Menschen, welche lügenhaft . . .

Der große Hund schaute zu mir herauf, er hatte grüne, sanfte Augen, ein junges, ehrliches Gesicht, seinem hohen braunen Rücken waren graue Kontinente, wie eine Erdkarte, eingezeichnet.

Er ahnte sofort, eine dem guten Wetter und der friedlichen See entsprechende gute Laune, er folgte mir.

Ich hörte das Plätschern seiner Schritte, sie glichen denen eines kleinen Kindes, er erreichte mich, leise berührte mich seine Schnauze, als wollte er sagen, daß er da sei und um Erlaubnis bäte, mich zu begleiten.

Ich wandte mich um und streichelte seinen samtenen Kopf, da wußte ich plötzlich, daß ich nun in der Welt einen Freund hatte.

Auch er schien vergnügt, weil ihm manches neu vorkam, erst schwer, fühlte er sich jetzt leicht, lief vor mir her, als tanze er im Wasser, wo seine glatten Pfoten zwischen glitzernden Gischtwölkchen auftauchten, ab und zu machte er halt, drehte sich um, wollte feststellen, ob ich mit ihm zufrieden sei.

Seine Augen waren glücklich, und die meinen wohl auch, wir hatten beide viele Dinge vergessen.

Das Meer war als drittes mit auf diesem schönen Spaziergang, und es dachte nicht an die Wallungen des Zornes, die es nur zu oft, aber nicht öfter als uns, heimsuchen. Mit unseren Füßen tändelten die Wellen.

Im nassen Spiegel des Strandes schritt uns auch das Bild der Sonne voran und wollte sich eigensinnig weder erreichen noch betrachten lassen.

Zwei hochgewachsene Knaben kamen vorüber und trugen in ihren Armen wie eine Amphora ein kleines blondes Mädel, dann trafen wir niemand mehr.

So gelangten wir an einen fernen Ort, einen Friedhof der Muscheln, tot und zerstreut lagen sie umher wie Knochen auf einem Schlachtfeld.

Man glaubte sich am äußersten Ende der Erde, wo der Mensch nicht mehr hinkommt, nur Vögel in Serpentinen über der unberührten Düne.

Der Mensch kommt nicht hierher, aber man fürchtet, daß man einem begegnen möchte, und dennoch muß man umkehren, dorthin, wo viele sind, und der eine bös auf den anderen blickt.

Der Hund aber stürmt allein weiter, springt dann aufs Land, wälzt sich, spielt jetzt mit einem Splitter, streckt sich hin, der nackte Bauch zittert, seine Beine scheinen nach dem Himmel zu langen. Ich habe den Eindruck, er hat mich längst vergessen und will allein sein, um den Rausch seiner Freiheit auszukosten. Ich habe auch immer mit meiner Phantasie gespielt, und so glaube ich, wir verstehen einander.

Ich kehre allein um, aber kaum habe ich ein paar Schritte getan, da höre ich hinter mir im Wasser einen Galopp, das Tier äugt zu mir her, erreicht, überholt mich, wendet sich, ohne anzuhalten und blickt mich an: nie habe ich einen so demütig bittenden Blick gesehen.

«Verlaß mich nicht,» sagte dieser Blick, «wenn du willst, komme ich mit dir, ich eile dir sogar voraus, um dir den Weg zu sichern und den Ort, wo du hin mußt, früher zu erreichen.»

Dieser Hund ist also mein, wenn er nicht den Landleuten gehört, dann unbestreitbar mir, ich will ihn behalten, lasse ihn den Garten bewachen, und in einsamen Stunden werden wir zusammen unter dem Schatten eines Baumes sitzen: das sei der Lohn unserer Freundschaft. Und ich lasse ihn auch das Haus bewachen.

So denke ich, denn aus kleinen Erwägungen sprießt, wie die schöne Blume aus ihrem Samen, unsere Güte.

Der Hund war jetzt dicht bei mir, paßte seinen Schritt dem meinen an, manchmal blieb er stehen und beschnüffelte die Algen, dann blickte er aufs Meer und bewegte die Ohren, je weiter uns der Weg zurückführte, um so mehr suchte er, wenn ich aber seinen Kopf kraulte, hob er seine Augen und versprach mir Treue.

Als wir dort anlangten, wo die Bauern saßen, blieb er, mit dem Pfoten im Wasser, unbeweglich stehen und starrte durch das Gitter des Maulkorbs ins weite Meer hinaus. Er schien ein Gefangener, der nach einer kurzen Flucht in den Kerker zurückgedrängt ist.

«Gehört er Ihnen?» fragte ich die Bauern.

«Nein, Signora. Wir dachten, es wäre Ihr Hund. Man sieht, er hat seinen Herrn verloren.»

WINTERMORGEN IN GLARIS BEI DAVOS

Phot. D. Mischol

Und so sehr ich ihn lockte, er wollte mir nicht mehr folgen. Denn jetzt handelte es sich nicht mehr ums Spielen. Hier hatte er seinen Herrn verloren und hier blieb er, um auf ihn zu warten.

Wie viele Dinge hast du mich gelehrt, du großer Hund, mit den grünen Augen, die doch auch lügen, wie jene der Menschen.

Unter anderem hast du mich gelehrt: Wir müssen dort bleiben, wo wir uns verloren haben und dürfen nur mit den vorüberkommenden Illusionen spielen, dort müssen wir warten, bis unser einziger Herr, unser Gewissen, kommt, um uns wieder zu holen.

Der Löwenbändiger

Von Joachim Ringelnatz

(Nachdruck verboten)

Joachim Ringelnatz gibt als neuesten Band seiner eigenartigen Lyrik «Reisebriefe eines Artisten» heraus, die soeben bei Ernst Rowohlt in Berlin erscheinen. Unter diesen Tagebuchversen findet sich auch eine Erzählung, die von der Lehrzeit des Verfassers bei dem Löwenbändiger Illineb berichtet. Mit dem Wärter Magnus und der Köchin Mathilde dient er bei dem Dompteur, der nur für seinen kranken Löwen «Prinz» Liebe empfindet.

Die Redaktion.

Um 10 Uhr abends, wenn der Deutschmeistermarsch zu uns herüberklang, wurden die Falltüren geöffnet. Zunächst trug Pinguina das Löwenbaby eigenhändig in die Manege. Es war eigentlich schon viel zu groß und zu schwer für die zierliche Person, weshalb Pinguina drinnen immer mit Heiterkeit empfangen wurde. Nun galt es, die großen Tiere durch einen vergitterten Gang vom Wagen ins Zelt zu treiben. Im Gang stand dann mit gewichstem Schnurrbart und gewichsten Stiefeln der schlanke Illineb in einer Husarenuniform und hielt in der Linken einen eisernen Rechen und eine Nilpferdpeitsche und in der Rechten einen Revolver. So ließ er seine gebändigten Tiere der Wüste passieren. Erst kamen die drei Löwinnen. Sie liefen, vom plötzlichen Licht und von der Musik verwirrt, vielleicht auch von gewohnheitsmäßigen Aengsten und Ahnungen eingeschüchtert, nach kurzem Abirren schnell vorbei. Dann näherte sich King, der mächtige, bösartige Löwe. Der schlich ganz langsam — jeder Schritt gezwungen — mit gesenktem Kopf heraus. Und vor Illineb stockte er und blickte höchstes Mißtrauen und brüllte drohend.

Zu dieser Szene versammelten sich jedesmal viele Leute, die den verbotenen Zutritt riskieren konnten; der Koch vom Bierzelt, die Wahrsagerin, der Luftballonmann, sämtliche Damen der Schießbude. Sie stellten sich regelmäßig ein und erwarteten den Kampf. Ich meine: sie alle — oder wir Zuschauer alle — wünschten insgeheim, daß nun etwas Entsetzliches geschehen, und gleichzeitig daß nichts Trauriges geschehen möchte.

Illineb verlor bei dem Vorgang, der weit spannender war als die Vorstellung im Zirkus, niemals die Ruhe. Wenn King stehen blieb, rief ihm der Chef nichts zu als: «Nun?» oder «Nun!» Doch er konnte es in den verschiedensten Nuancen rufen, aufmunternd, streng, zornig, warnend, ganz langgedehnt. Und wenn King plötzlich zähnefletschend und stoßweise, heiser aufbrüllend seinen Kopf herumriß, dann hielt Illineb zur Abwehr den Rechen vor und schoß gleichzeitig aus dem Revolver Blitz und Knall ohne Kugel in die funkelnden Augen. Und King blinzelte nicht, aber er brüllte noch feindseliger und schlug mit seiner Pratze mächtige tückische Seitenschläge in die Luft und gegen den Rechen. Illinebs «Nun» schwoll wie ein Sirenenheulen an. Er schlug mit der Nilpferdpeitsche dem Tier kräftig und, wie es schien, rücksichtslos über Schnauze und Augen. Oft kämpften sie lange so. Schließlich, wutschnaubend, wich King dann doch. Aber im Zelteingang blickte er noch einmal zurück nach seinem Meister, und sein Blick trug einen furchtbaren Haß. Wie ich ihn hatte.

Mehr oder weniger dramatisch fand dieses Duell täglich statt. Vielleicht sah es schlimmer aus, als es war. Es schien mir sogar nicht unmöglich, daß das Ganze sozusagen ein gewolltes Scheinmanöver war, um King in Aufregung zu bringen und dem Publikum eine besonders gereizte und gefährliche Bestie vorzuführen. Ich gewöhnte mich mehr und mehr an dieses Schauspiel. Eines Abends, da ich mir gerade mit dem Feuer am Wasserkessel zu schaffen machte, ließ mich das Kampfgebrüll wieder aufschauen. Und da gewahrte ich, daß King zum Sprung duckte, und sah, daß Illineb die Hände nach uns Zuschauenden streckte, sah, daß er weder Rechen noch Peitsche, sondern nur den Revolver bei sich hatte.

Es war ein atemloser Moment. Wir schrien alle auf. Das Folgende vollzog sich viel schneller, als es zu erzählen ist. Der Löwe sprang. Illineb schoß. Mitten im Sprunge änderte der Löwe noch mit einem Ruck seine Richtung, aber er riß den seinerseits ausweichenden Illineb doch mit zu Boden. Und aus einem Arm Illinebs war ein Fetzen Aermel und Fleisch herausgerissen, und Blut floß. Und King bäumte sich neu und sprang mit beiden Vordertatzen wuchtig auf die Brust seines Herrn. In diesem Augenblick war sein Hinterteil ans Gitter gepreßt. Da stieß ich blitzschnell die Schaufel ins Feuer und schmiß Glut und Flammen dem Löwen zwischen die Hinterbeine. Daß er mit einem Wehgeheul zur Seite sprang. Und wieder geschah das Nächste. Im Nu war Illineb emporgeschnellt, hatte Magnus ihm Rechen und Peitsche zugestoßen, streckte Mathilde einen Revolver durchs Gitter, der Blitz, Knall und Kugeln bereithielt. Es war nicht mehr nötig. Der Löwe war, von Schmerzen gepeinigt, ins Zelt gerast. Der Chef wurde ins Bett getragen, die Vorstellung abgesagt, ein Arzt gerufen. Fünf Tage lang fiel die Hauptattraktion im Zirkus aus. So lange durfte außer Mathilden niemand die Stube des Chefs betreten.

Am sechsten Tag kam dieser wieder zum Vorschein. Ich war dabei, eine Verankerung des Zeltes anzuspannen. Da trat er, den rechten Arm in der Binde, aus dem Wagen, und — ich bemerkte es seitwärts schielend — er ging forsch, geradewegs auf mich zu. Ich fürchtete mich vor diesem längst ausgedachten Augenblick. Ich hätte meinem, wie mir's vorkam, schon allzu hart gestraften Feinde so gern die Demütigung erspart, mir danken zu müssen. Illineb stand vor mir, und — er gab mir einen Schlag ins Gesicht. Und entfernte sich. Ich spürte keinen Schmerz vor Verblüffung und Betrübnis. Und ich nahm auch diesen Schlag schweigend hin. Aber — sonderbar: Seitdem verehrte ich Illineb, trotzdem er fortan und bis zuletzt unverändert kalt blieb und mich und uns übersah. Ja, ich fing an, ihn zu lieben. Ganz im stillen. Ich arbeitete noch eifriger als früher, aber wenn ich seine Schritte vernahm, versteckte ich mich möglichst. Und doch behielt ich ihn, wo es anging, im Auge.

Ich liebte ihn hündisch. Ich folgte ihm so weit, daß ich ihn aus Entfernung beobachten und belauschen konnte. Wenn er die Fleischstücke spießte und in die Käfige reichte, unter lieben Koseworten in verschiedenen, manchmal mir unbekannten Sprachen. Wenn er rührend zärtlich und lange Prinzens Nase streichelte. Ich schlich ihm sogar in der Freizeit nach, wenn er die anderen Tiere, unsere Dogge, die Pferde der Kunstreiter, den Esel des Clowns oder die Eisbären in der russischen Bude aufsuchte und zu denen, sofern er sich von Menschen unbeobachtet fühlte, genau so redete wie zu seinen Löwen. Auch diese Löwen gewann ich lieb. Einmal stand ich eine Stunde lang allein und ergriffen vor dem kranken Prinz in der Sonne. Er trabte in dem engen Käfig die drei Schritte hin und die drei Schritte her, unaufhörlich auf und ab, mit Schnauze und Fell das Gitter streifend, so daß er mehrere abgewetzte Stellen hatte. Und nie gelang es mir, seinen Blick zu fangen, ihm in die Augen zu sehen. Er blickte über mich, über alle Zuschauer — ich weiß: auch über Illineb — hinweg. Wie Illineb über uns Mitmenschen hinwegsah.

Als Prinz eines Morgens nicht mehr imstande war, auf seinen Füßen zu stehen, ließ Illineb, ungern nachgebend, den Tierarzt holen. Ich verfolgte von weitem die Unterhaltung und fing einige Worte auf, wie «Operation» — «Fesselung» — «Narkotikum». Darauf antwortete Illineb plötzlich sehr laut in einer mir und zweifellos auch dem Tierarzt unverständlichen Sprache, und er gab dem Tierarzt Geld und entließ ihn unhöflich. Nur zur Dunkelheit hörte ich Illineb sein Zimmer verlassen, unsern Raum durchschreiten und die Tür von außen abschließen.

Morgens gab es einen Krach. Es stimmte etwas nicht. Magnus mußte die Wagentür gewaltsam aufbrechen. Illineb wurde tot und gräßlich zerrissen und zerbissen in Prinzens Käfig aufgefunden. Ein Rasiermesser und eine Nagelschere lagen neben der Leiche. Prinz hatte eine merkwürdige, rechtwinklige Schnittwunde an der linken Hüfte.

Die Löwentruppe Illineb wurde zwei Tage später aufgelöst, und die Löwen wurden verkauft. Prinz war gesundet.

Bauernfamilie aus den Abruzzen auf dem Markt in Acquila

✢

Der Regenschirm im Süden

Der reisende Nordländer, der den «ewig blauen Himmel» des Südens aufgesucht hat, der die strahlende Sonne Spaniens, der französischen Riviera, Italiens und Griechenlands genießen will und nun Regen und immer wieder Regen erlebt, soll für die Enttäuschung nicht die von Jupiter Pluvius heimgesuchten Länder verantwortlich machen, sondern der eigenen Torheit zürnen, die ihn just in die andauernde Regenzeit hineinführte, der man bei einiger Aufmerksamkeit so leicht entgehen kann. Aber auch diese nassen Februartage haben ihr Gutes, bringen doch auch sie charakteristische Eindrücke, die dem Touristen sonst entgangen sein würden.

Ganz besonders originell ist die Regenausrüstung des katalonischen Landmannes. Der Mantel mit seinen gestaffelten Pelerinen gleicht unseren Kutschermänteln, ist aber nicht aus Tuch geschneidert, sondern aus übereinandergeschichteten Stroh- oder Schilfmatten hergestellt. Leicht und zugleich billig ist der Mantel und gilt auch als zuverlässig wasserdicht, da die Nässe an den Halmen herabrieselt. Der vorsichtige Spanier scheint seinen Schirm also nur aufgespannt zuhaben, damit sein Gesicht und sein schöner weißer Hut nicht naß werden. Keiner jedoch fürchtet einen nassen Tropfen mehr, als der Bauer der römischen Campagna. Auch wenn die Sonne noch so hell scheint und kein drohendes Wölkchen am Himmel steht, vergißt er niemals, auf dem Gang in die Stadt auch den Regenschirm mitzunehmen. Es könnte ja vielleicht doch regnen! Und sobald auch nur der erste Tropfen fällt, spannen Männlein und Weiblein die stattlichen Regendächer über ihren Häuptern auf. Ja, groß sind die Regenschirme des Südens, das fällt besonders in die Augen bei dem «überspannten Töchterlein» der abruzzischen Bauernfamilie, die nach Acquila gekommen ist, um auf dem dortigen Markte ihre Waren feilzubieten.

Die Regenschirme der römischen Droschkenkutscher

Katalonischer Bauer mit seinem Regenmantel aus Stroh und Schilf

Bauern der Campagna mit ihren Regenschirmen

Die Entwicklung des Kartenspiels

In allen Ländern und in allen Bevölkerungsschichten wird mit Karten gespielt. Skat, Bridge und Rummy haben eine Unmenge begeisterter Anhänger, Tarock, Préférence, Piquet und nicht zu vergessen unser obligater Jaß werden weiterhin fleißig betrieben, aber niemand fragt sich, wann es zum erstenmal geschah, daß die Menschen Zerstreuung mit den bunten Figuren des Kartenspiels suchten. Die breite Masse, in der doch das Kartenspiel fast jede andere gesellschaftliche Unterhaltung ersetzt, wenn nicht Gelegenheit geboten wird, die Schaulust zu befriedigen, weiß so gut wie gar nichts über den Ursprung und die eigentliche Bedeutung der Karten.

Etwa fünfhundert Jahre ist das Kartenspiel in Europa bekannt. Es kam gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Italien in Schwang, wurde von dort nach England verpflanzt und griff dann auch auf Frankreich und England über. Zur raschen Verbreitung des Kartenspiels trug Nürnberg wesentlich bei, das, kaum daß das Kartenspiel in Deutschland Anklang fand, Spielkarten zu fabrizieren begann. Italien bezog seine ersten Spielkarten aus dem Orient, woher das Spiel importiert worden war. Es mußte damals zuerst nach Italien kommen, denn in jenen Tagen ging der ganze Handel und Verkehr zwischen Asien und Europa über Italien. Die alten italienischen Karten, die auf dem orientalischen Muster beruhten, haben daher nicht viel Aehnlichkeit mit jenen, die wir heute kennen, aber die Grundzüge waren schon vorhanden, die vier Farben und die drei Figuren, die «cupi» (Becher), «spadi» (Degen), «denari» (Geld) und «bastoni» (Stab), beziehungsweise «Re» (König), «conte» (Graf) und «cavallo» (Ritter) hießen. Aus diesem alten italienischen Spiel von zweiundsiebzig Karten entstand das heute übliche. Die französischen Karten waren bereits unter der Regierung Karls VII. in derselben Form wie gegenwärtig gebräuchlich und unterschieden sich schon damals in «Cœur», «Pique», Carreau» und «Trèfle» und hatten als Figuren «Herr», «Dame» und «Bauer».

Als das Kartenspiel in der italienischen Stadt Viterbo zum erstenmal bekannt wurde, bekam es dort den Namen «Naitis-Spiel». Das klingt persisch, aber es ist bisher keinem einzigen Sprachforscher gelungen, die persische Abstammung des Wortes festzustellen. Die angeblich persische Benennung gab jedoch Veranlassung zu den verschiedensten Vermutungen. So wollte man in dem Kartenspiel eine Art Schachspiel sehen, bei dem die geschnitzten Figuren durch Bilder ersetzt waren, so daß man es bei sich tragen konnte und es sich besonders für Leute, die viel auf Reisen waren, eignete. Aber man weiß nun, daß die Chinesen und die Japaner mindestens fünf Jahrhunderte, bevor die Karten nach Europa kamen, ihre Zeit damit vertrieben, mit bemalten Elfenbein- und Holzstäbchen zu spielen, ein Spiel, das viel Aehnlichkeit mit dem Schach hatte, das aber nicht in China erfunden, sondern der Ueberlieferung nach aus dem «Westen» eingeführt wurde, worunter man wohl Indien, aber noch eher Persien verstehen darf. Seit der Ausbreitung des Buddhismus nach dem Osten hin trugen viele Bewohner Chinas das Verlangen, die heiligen Stätten, an denen Buddha gewirkt hatte, kennen zu lernen. So entstand ein lebhafter Wechselverkehr zwischen China und Indien. Der Weg nach Indien führte jedoch über Persien. Viele fromme Pilger aus dem Reich der Mitte brachten daher nicht bloß geistige Schätze nach Hause, sondern auch viele sehr weltliche Errungenschaften und Einrichtungen aus dem weniger frommen Persien. Aus Ausgrabungen hat man erfahren, daß die Kleidung der Damen und Herren der vornehmen persischen Welt der ersten Jahrhunderte nach Christi, in denen diese Beziehungen zwischen dem Osten und Westen Asiens rege wurden, der Tracht der «Herren», «Damen» und «Bauern»

(Fortsetzung auf Seite 10)

DIE LEBENSVERSICHERUNG
Everettofo
Everett
Crème
FÜR IHRE SCHUHE

Rapallo
Grand Hotel et Europe
Familienhaus mit Garten
Grand Hotel Savoy
Direkt am Meer
mit höchstem Komfort

Halt! Ich weiss wo's fehlt.
„Was fehlt dem Kaffee? sprach verwundert
Das Möhrlein, das am Boden sass,
„Wie dumm von mir," rief nun das Männchen,
Dass ich den Sykos ganz vergass!"
Schnell mischte es ihn nach hinein,
Da schmunzelten die Negelein.
SYKOS
Sykos Kaffee-Zusatz - 250 gr. 0.50 - Virgo - 500 gr. 1.50 - Nago Oltenen.

VORNEHME HOTELS IN PARIS
An der Avenue Champs-Elysées Metro: George V
HOTEL ELYSEE-STAR
63, Rue Galilée, 63
50 Südzimmer mit Stadt-Telephon und allem modernen Komfort
Zimmerpreis von Fr. 40.– an – Zimmer mit Pension v. Fr. 80.– an
Im Verkehrszentrum bei der Madeleine 1 Minute von der Oper
HOTEL RICHEPANSE
14, Rue Richepanse, 14
50 Straßenzimmer mit Stadt-Telephon u. allem modernen Komfort
Ganz renoviert – Zimmerpreis von Fr. 40.– an
Gleiche Leitung – Keine Bedienungstaxe

NERVI - SAVOY-HOTEL
Erstklassiges Familienhaus inmitten prachtvollen Parkes. Bes. Frau C. Beeler, im Sommer: Badhotel Rößli, Seewen-Schwyz

TAXAMETER SELNAU 77.77
Einheitlicher Groß-Wagenpark
G. WINTERHALDER
ZÜRICH